

rusticus arat

vor 61 Jahren bekam das Landschulheim am Solling einen Gymnasialen Zweig

Im Jahre 1948 buchstabierten erstmals Schülerinnen und Schüler der Klasse 7g den oben zitierten Satz (Subjekt und Prädikat). Damit war der seit längerem geplante Gymnasiale Zweig des LSH in die Tat umgesetzt worden.

Dieser Bericht kommt also ein Jahr zu spät, wenn man den Ehrgeiz hat, Jubiläen immer bei exakt runden Jahreszahlen zu feiern. Doch was ist zu tun? Abwarten bis die nächste runde Zahl auf dem Kalender erscheint? Da sei Horaz davor, der Leukonoe auf die Vergänglichkeit des irdischen Daseins mit den folgenden Worten hingewiesen hat:

Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi, quem tibi Finem di dederint, Leuconoe

Der menschliche Sammeltrieb macht ja bekanntlich vor nichts Halt und so habe ich mir eine kleine Sammlung von Horazübersetzungen zugelegt, die ich hier zum Wohle der Nichtlateiner zum Einsatz bringen möchte:

- Christian Morgenstern:
Lass doch das Fragen sein! Sorg dich doch nicht über den Tag hinaus! Martha!
- Bernhard Kytzler:
Du frage nicht – zu wissen wäre Frevel –, was mir, was dir
Als Ziel die Götter gesetzt; Leukonoe,
- Johann Gottfried Herder:
Frag ´o Mädchen nicht mehr; Forschen wäre Frevel, welch Ende dann
Dir die Götter und mir stellten;
- Fritz Graßhoff:
Du musst nicht fragen, wann uns beiden das Ende blüht – verzeih!
ich halte das für mehr als unbescheiden.
- Gotthilf Flamin Weidner:
Leuconoe, du darfst dich gar nicht grämen/ Was ich und du noch vor ein Ende nehmen/ Vincenz Hundhausen:
Mit müßigem Fürwitz suche nimmer
Der Zukunft Wege zu ergründen!

Adolf Brandt:
Quäl Di doch nicht ümmertau!
Lat den Kukuk doch in Rauh!
Raup em doch nich jeden Dag;
Segg, wo lang ´ich lewen mag?

Fazit: Wir wissen alle nicht, ob wir das nächste runde Jubiläum noch erleben werden. Daher jetzt einige Worte zum Einundsechzigsten, einer Primzahl, die ja auch Hobbys ausgelöst haben soll zum Beispiel mit dem Ziel, immer noch höhere Primzahlen zu finden. Vielleicht haben wir ja einen Liebhaber dieses Metiers sogar unter uns, der in der Giftschonung einmal darüber berichten könnte.



Hannover, Ernst-August-Denkmal am Hauptbahnhof

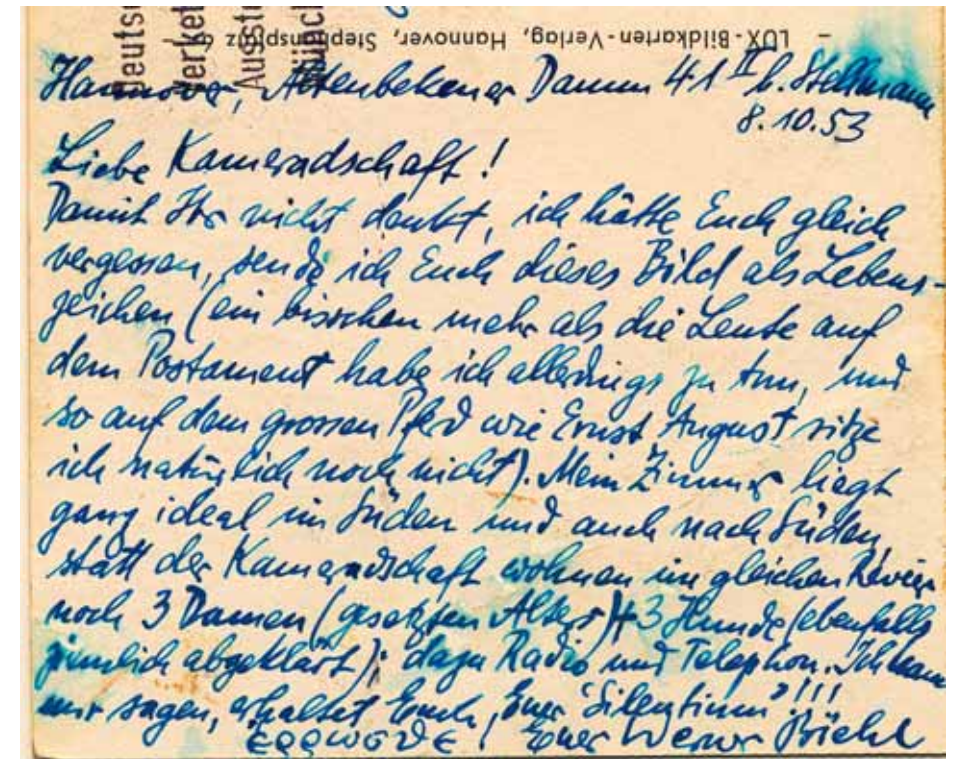
Im „Landschulheimer 1948“ können wir lesen, dass seit Frühjahr 1948 zum gegenwärtigen Menschkreis der Schulgemeinde auch Werner Biehl (Griechisch, Latein, Geschichte) und Käthe Biehl gehören.

Damit wurde der Gründer des Gymnasialen Zweiges für eine größere Leserschaft aktenkundig.

In der Heimleuchte Nr. 4, März 1954, gaben J. Borchardt, FrL. Lüdecke u. V. Schindling-Horney eine kleine Rückschau auf das Schuljahr 1953/54.

Hier steht lapidar: 30.9.[1953] Herr Biehl, der Gründer des Gymnasialen Zweiges im LSH geht nach Hannover.

Schon acht Tage später schrieb er die nachstehende Karte an seine Kameradschaft, die seine Verbundenheit zum LSH zum Ausdruck bringt und deren Schrift auf einen Menschen hindeutet, der sich den Spruch „nulla dies sine linea“ zur Devise gemacht hat, wie er ihn neben seinem „silentium“ uns immer wieder gepredigt hat.



Damit ist der zeitliche Rahmen dokumentiert, in dem der Gründer dieser für das Landschulheim am Solling so bedeutenden Wissenssparte für uns tätig war und mit einer solchen Begeisterung für die Altphilologie eine Lanze brach, dass sogar Menschen, die in den Anfangszeiten mit konstanter Regelmäßigkeit eine fünf in den allsonn-

abendlichen Testklausuren schrieben, sich später eine Horazsammlung zulegte.

Wer auf der Schülerseite zu den Pionieren des Gymnasialen Zweiges gehörte, können wir dem nachstehenden Foto entnehmen.



In den Folgejahren vervollständigten Wilhelm Mund (Latein) und Walter Rosbaud (Griechisch) unsere humanistischen Kenntnisse.



Foto: Elisabeth Lindenberg

Walter Rosbaud (links) im Gespräch mit dem Geschäftsführer des LSH, Robert Gutsche, im Hintergrund Karl von Ledebur, Manfred von der Osten und Hartwig Sonderhoff.

Im Jahre 1955 fand dann unter Führung von Walter Rosbaud (LSH von 1953 bis 1989) das erste „Gymnasiale Abitur“ im Landschulheim „verlustfrei“ statt. Dass die „klassische Bildung“ nicht ganz spurlos an ihren Adepten vorbei gegangen ist, möge ein Gedicht beweisen, dass

Elisabeth Lindenberg, jetzt Delmonte-Lindenberg und in Uruguay lebend, zu diesem großartigen Abschluß in homerischem Stil verfasst hat. Der Satzesatz deutet hellseherisch darauf hin, dass sich spätestens zum Hundertjährigen alle dem Ithaka des LSH-Bundes anschließen sollten.

ZUM ABITUR DER DREIZEHNTEN KLASSE

*Dank sei dem Zeus und all den andern unsterblichen Göttern,
Die den breiten Himmel bewohnen, – Hermes, dem Götterboten,
Hera, der weißarmigen Göttin, vor allem aber Athene,
Die ja, als Göttin der Weisheit, die Gedanken der Sterblichen leitet. –
Denn sie hatten alle in den olympischen Räten beschlossen,
Vor den gefährlichen Strudeln die der Meergott Poseidon beherrscht,
den Göttergleichen Odysseus mit allen Gefährten zu schützen.
In zwei schönen Trieren, von liebevollen Händen erbauet
Wagten die tapferen Helden sich in den Sturm der Matura.
Vorne fuhren all jene, die dem gallischen Dämon
Und der britannischen Gottheit den Grad ihrer Bildung verdanken.
Aber die zweite Triere, weit kunstvoller noch in der Bauart,
Barg die kühnsten Recken, die von der Weisheit der Alten
All ihre Lehren gewonnen. Platons und Sokrates' Werke
Alle horazischen Oden, und ebenso alte Geschichte
Hatten sie in die Welt der hohen Genien geführt.
Also gewannen sie bald das geweihte Land, und nachdem sie
An den verschiedenen Altären die schuldigen Opfer gefeiert,
Nahte die selige Insel, die von den Phäaken bewohnt wird.
Fröhlichkeit kam in die Herzen der vielgeirreten Helden,
Von denen mancher sich schon im Wüten des Notus verlor sah;
Aber nun kehrt das Leben zurück in angststarre Herzen,
Und es löst sich der Krampf der vom Rudern ermüdeten Glieder.
Bald begibt sich zum Fest das Volk des phäakischen Königs,
Um die Glückliche Fahrt des Helden Odysseus zu feiern.
Bakchos herrscht in den Hallen des festlich lichten Palastes,
Und mänadischer Jubel tönt durch die Stille des Eilands.
Doch dann trennten die Götter die Pfade der treuen Gefährten.
Viele folgten Asclepius, dem hohen Gotte der Heilkunst,
Weisheitsbegriffene doch versammelten sich um Athene,
Hermes geleitete andere. – Möge der donnernde Gott Zeus
Keinem von allen die Gunst seines Lichtes versagen,
Und sie alle dereinst in der Heimat Ithaka versammeln!*

Bleibt noch zu bemerken, dass nur zwei der sechszehnköpfigen Schar dem Gott Asclepius gefolgt sind, während die anderen sich mehr oder weniger an Athene, Hermes und Hephaistos gehalten haben.



Walter Rosbaud

Dr. Franz Neumann gibt als Interimsleiter bis zur Einsetzung von Dr. Hans-Walter Erbe den Startschuss zum Frühlingsfest 1954. Walter Rosbaud (ganz rechts) ein knappes Jahr im LSH ist modisch schon voll integriert. Man beachte die prächtige Kastanie, die von 1910 bis zum 17. Januar 2007 (Orkan Kyrill) den Unterhaushof zierte.



Kay Beseler † Ulrich Eifert †

Lateinstunde der Klasse 12g mit Wilhelm Mund im Sommer 1954.

Fotos: Dr. Erhard Lohse

Wie es weiterging mit dem "Gymnasialen Zweig" schilderte mir Walter Rosbaud in einem Brief vom 2. Februar 2009. Hier konnte ich unter anderem folgendes lesen:

Der „humanistisch Zweig wurde im Laufe der Jahre immer mehr abgebaut, und nachdem man Griechisch abgeschafft hatte, kann man nicht mehr von einem "humanistischen" Zweig sprechen. Als ich ins LSH kam, hatten wir 300 interne Schüler. Man hatte gemeint, durch die Einführung von Latein und Griechisch ein breiteres Angebot zu haben und auch für andere Elternkreise interessant zu sein. Es gab Mitarbeiter, die gegen diesen Zweig waren. Ihr Hauptargument war: "Wir haben nicht den entsprechenden Kundenkreis dafür". Wir hatten damals verhältnismäßig viele Schüler aus der ländlichen Umgebung (von Domänen etc.) Im Laufe der Jahre wurden auch in kleineren Städten nach und nach staatliche Gymnasium eingerichtet. Es ergab sich auch, daß die Familien ihre Kinder länger zu Haus behielten. Das LSH hatte bei meinem Eintritt sehr viele Schützen, und noch mehr Scholaren und prozentuell weniger Magister. Die Zahl der Schützen ging dann so weit zurück, daß man nicht einmal mehr zwei Schützenkameradschaften voll bekam. Und da die Anmeldungen in manchen Jahren rückläufig waren, nahmen wir in die Mittel- und Oberstufe auch schwache Schüler auf mit schlechten Noten in Mathe und in den Fremdsprachen.

Griechisch hatte in Niedersachsen einen besonderen Nachteil: In richtigen Humanistischen Gymnasien in anderen Ländern war Latein die erste Fremdsprache, Griechisch die zweite, und Englisch die dritte. In Niedersachsen begann der Griechischunterricht in der 9.Klasse-- dafür erhöhte man die Zahl der Wochenstunden, aber man reduzierte nicht die Anforderungen. Der Lektürekanon wurde beibehalten mit dem Ergebnis, daß der Schüler viel weniger Zeit hatte, sich auf einen neuen Schriftsteller, dessen Wortschatz und dialektische Eigenheiten einzustellen.

In Latein beschäftigte man sich mit dem Lesebuch zweieinhalb Jahre. in Griechisch ein-

einhalb Jahre. Das Wörterverzeichnis des Lesebuchs enthielt 2500 Vokabeln. Nach meiner Meinung musste man etwa 1600 davon beherrschen, um einen Schriftsteller einigermaßen lesen zu können. Einige schafften das. Andere hatten in der 9.Klasse einen Wortschatz von 1200, manche kaum 800, aber mit 800 Wörtern kann man keinen griechischen Text verstehen, muß andauernd nachschlagen, braucht zu lang und kriegt keine brauchbare Übersetzung zustande.

Dann las man Xenophons "Anabasis" (weil der Wortschatz im ersten Teil nicht so umfangreich war /aber der Text ist nicht besonders interessant). Xenophon hatte auch besseres geschrieben z.B. den "Oikonomikos". Danach war Herodot dran. (durchaus interessant und lesenswert!) Er schrieb leider im ionischen Dialekt, und es dauert lang, bis der Schüler sich eingelese hat. Aber dann war Homer fällig (und Homer verdient es, daß man ihn liest aber nicht in einer Übertragung, sondern im Original!) Der Wortschatz ist bei Homer schon wesentlich größer. Aber kaum hat man sich drei Monate mit Homer beschäftigt, kommt eine ganz andere Lektüre dran: Platon: „Apologie des Sokrates". Später vielleicht noch einer seinen Dialoge. Dann plagt man den armen Schüler mit Thukydides, der von allen antiken Historikern der klügste ist - von dem die Politiker einiges lernen sollten! Nun ist ein Griechischabitur unvorstellbar, ohne daß man zumindest eine Tragödie gelesen hat

„Ach, das ist doch alles zu schaffen“, werden Schulräte sagen.

Ja natürlich ist es zu schaffen von einem Schüler, der nicht unbegabt, interessiert ist und von Anfang an regelmäßig mitlernt.

Nach einigen Jahren hatten wir es auch mit Eltern zu tun, die der Meinung waren, ihr Kind sollte zwar Latein lernen; denn es sollte ja Arzt oder Jurist werden, aber Griechisch sei überflüssig. Sie übten einen Druck auf das LSH aus und erreichten, daß ihr Kind Latein wählen konnte, ohne Griechisch als dritte Fremdsprache belegen zu müssen. Und das bedeutete das Aus für Griechisch im LSH.

Später kam in Niedersachsen eine Schulreform, die dem Schüler erlaubte, nach der 10. Klasse die zweite Fremdsprache (also Französisch oder Latein) aufzugeben und in der 11. Klasse mit einer neuen Sprache anzufangen (im LSH mit Spanisch).

Nun hatte das dementsprechende Rückwirkungen auf die Schüler:

Wer bereits in der 8. Klasse Probleme mit Französisch oder Latein hatte, versuchte nicht das Versäumte nachzuholen, sondern er sagte sich: "Man wird mir schon keine 6 geben, und mit einer 5 werde ich versetzt" Und wir haben dann

Schüler aufgenommen, die in Latein bzw. Französisch nichts konnten und den Unterricht spürbar belastet haben. Als Lehrer hat man natürlich keine Freude damit.

Als Fazit muss man feststellen, dass der „Gymnasiale Zweig“ nur eine Episode, epeisódion das noch Dazukommende, in der hundertjährigen Geschichte des Landschulheims gewesen ist. Das hebt natürlich die Singularität der Dabeigewesenen. ■

Hartmut Gärtner

Der Neubeginn:

Landschulheim am Solling Holzminden

Dr. phil. Werner Biehl schrieb damals, 1948, seine ersten Eindrücke im Landschulheim nieder Holzminden, den 18.4.48

H heute ist für uns der erste Sonntag im Landschulheim. Morgen beginnen die Konferenzen, übermorgen kommen die ersten Schüler. Wir sind erst ein paar Tage hier, haben aber schon so unendlich viele schöne Eindrücke sammeln können, daß wir uns manchmal wie im Traum vorkommen. Weil das Wetter so prächtig war, hatten wir wirklich Glück mit unserm Einzug. Wir bekamen zwei Zimmer zugewiesen, eins davon von ungewohnter Größe, wenigstens an unseren bisherigen Bunkerzellen in Oberhausen gemessen. Wir empfinden es als wohlthuend, daß wieder Licht durch die Fenster kommt, und genießen die herrliche Waldluft. Morgens weckt uns nicht mehr das Kreischen der Straßenbahn, sondern ein Krähen auf dem Hühnerhof und das Blöken in den Ställen. Auch im Hinblick auf den Verkehr mit den Behörden und in puncto Verpflegung haben wir Erleichterung. Damit ist sehr viel gesagt.

Holzminden ist ein anheimelndes Weserstädtchen mit wunderschönen Fachwerkhäusern.

Zerstörungen, die man infolge der Kriegseinwirkungen sonst überall sieht, fehlen fast ganz. In allen Gärten grünt und blüht es. Das Heim liegt am Sollinghang. Es stellt eine richtige Gemeinde dar, in der jeder einzelne Angehörige seine eigene Funktion hat. In allen Teilen dieses merkwürdigen Organismus pulsiert regstes Leben, und man hat Mühe, das seltsame Ineinanderwirken von Männern, Frauen und Kindern, Lehrern und Handwerkern, Geschäftsleuten und Küchenmädchen zu begreifen und sich auch die vielen Namen zu merken. Zum Glück ist die Lebensart ganz natürlich, allem Anschein nach ohne jeden Zwang, so daß man sich, von welcher Seite es auch sei, sogleich angenehm angesprochen fühlt. Überall regen sich Hände, bereit ohne Verzug zu helfen, wo es nötig ist. Ohne irgendeinen Befehl und ohne irgendein lautes Wort gestaltet sich unentwegt, wohin man sieht, Neues. Es wird immerzu geschafft, ohne daß dabei jedoch jemand hetzt oder sich überanstrengen muß.

Als Neueintretender fragt man sich, wie nur so etwas möglich ist. Man sieht Handwerker, Maurer, Maler, Schreiner, alle wie selbstverständlich wirkend. Neue Möbel werden herbeige-

schafft: es gibt wieder Polstermöbel mit richtigem Stoff. Eine ganze Flucht von Klassenräumen ist völlig neu hergerichtet: Bänke, Tische, Tafeln, alles ist neu. Die Zimmer werden gestrichen. Es ist, als ob es die ganze Not dieser Zeit gar nicht gäbe.

Über unsere neue Arbeit läßt sich im Augenblick noch nicht viel sagen. Wahrscheinlich wird auch meine Frau etwas Unterricht zu übernehmen haben. Die Lehrer haben insgesamt 30 Pflichtstunden (so rechnet man), davon werden acht auf den Heimbetrieb angerechnet. Das ist natürlich kein Maßstab für die tatsächlich dafür in Anspruch genommene Zeit. Unterrichtlich werde ich die Anfänger und die vorletzte Klasse in Latein bekommen. Das entspricht lehrplanmäßig so ungefähr der bisherigen Arbeit am naturwissenschaftlichen Gymnasium in Oberhausen. Außerdem beginne ich mit griechisch (nachträgliche Bemerkung: diese Erwartung hat sich zunächst nicht erfüllt). Der Mangel an geeigneten Lehrkräften ist zur Zeit so groß, daß einige der letztjährigen Abiturienten als sogenannte Assistenten in einigen Fächern, vor allem in Leibesübungen und Erdkunde eingesetzt werden. Das Angebot an Lehrern ist zwar, wie man sagt, sehr groß, zumal die materiellen Vorteile ziemlich verlockend sind, aber man nimmt hier im allgemeinen nur Leute, die bereits im Heimdienst gearbeitet haben.

Mit unserem Umzug hatten wir gründlich Pech. Mangels einer geeigneten Beförderungsmöglichkeit hatten wir uns entschlossen, alles selbst mitzunehmen. Tatsächlich haben wir nun nach zehn Tagen, in denen ich selbst die Fahrt Oberhausen – Holzminden insgesamt fünf-, meine Frau dreimal – machte, endlich alles hier. Alles? Nein, wir mussten mit zwei empfindlichen Gepäckdiebstählen – wie das heute so üblich ist – die Sache außerordentlich teuer bezahlen. Wir verloren dabei außer einem guten geborgten Koffer etwa einen halben Zentner Gepäck, darunter zwei Paar Schuhe, Kleider, Wäsche und französische und griechische Bücher (darunter den Orestes-Kommentar von Wecklein). Meine Frau hat vor allen Dingen ihr französisches Lexikon zu



Foto: Archiv Heinsohn

Dr. Werner Biehl

beklagen. Sehr wahrscheinlich ist der Verlust bereits auf dem Bahnhof Oberhausen eingetreten, wo die beiden Koffer eine halbe Nacht standen. Da die Begleitpapiere nicht mehr auffindbar sind und der eine Koffer regelrecht ausgeraubt wurde, kommt eigentlich nur diese Nacht und eine Person, die Zugang zu den amtlichen Papieren hatte, in Frage. Beim zweiten Transport verloren wir einen Eimer mit Geschirr und leider auch alle unsere Seife dadurch, daß der Beamte zwei Gepäckadressen auf ein Stück klebte, während der Eimer überhaupt keine erhielt. Das wurde nachträglich natürlich als ein „Versehen“ erklärt. Jedenfalls war der Eimer nicht wieder aufzufinden. Wir verständigten die Kriminalpolizei und die Ermittlung der Reichsbahn, versprechen uns aber keinen Erfolg.

7.5.48

Das Heim besteht aus drei stattlichen Gebäuden am Westhang des Sollings. In jedem jedem wohnt einer der sogenannten drei „Kreise“. Darunter versteht man die Altersstufen der Schüler: Schützen (die Kleinsten), Scholaren (die mittleren Jahrgänge) und Magister (die Ältesten). Auf diese Weise werden die bei Hermann Lietz auf getrennte Heime verteilten Altersstufen zusammengefasst, auch wenn sie kein gemeinsames Leben führen, sondern gewissermaßen nebeneinander hergehen.

Wir bekamen eine Kameradschaft (so nennt man die dem einzelnen Erwachsenen zugeteilten Gruppen) von zehn Schützten, wohnen mit diesen zusammen auf einem Flur des Oberhauses. Dieses ist das größte der drei Hauptgebäude. Drei Jungen haben wir von der Kameradschaft des Vorgängers übernommen, sieben kamen neu hinzu, davon wieder drei in der 5. (untersten) Klasse. Mit diesem „Volk“ haben wir nun den ganzen Tag zu tun. Um 3/4 7 Uhr ist Aufstehen der Schüler. Wir stehen bereits um 6 Uhr auf. Auf diese Weise ist es möglich, daß ich gewissermaßen gleich als deus ex machina erscheine. Das erste ist, daß ich die Gesellschaft aus den Betten werfe. Dann ist Waschen, Anziehen und Bettenmachen bis 7.20 Uhr. Anschließend rennt alles in die „Hohe Halle“ im Mittelhaus zum Vorspiel. Dann gibt es im Unterhaus Frühstück: es besteht aus Suppe und mehreren Scheiben Brot, trocken oder auch mit Marmelade, einmal in der Woche auch mit Margarine. Dann folgen sechs Stunden Unterricht. Diese Zeit ähnelt am meisten dem gewohnten Schulleben. Die Unterrichtsräume liegen für die Schützen im Oberhaus, für die anderen, Scholaren und Magister, im Unterhaus. Es fehlt an nichts, worüber man sonst heute zu klagen hat. Mein Stundenplan weist nur 17 Stunden Klassenunterricht auf. Das klingt beneidenswert. Das „Aber“ ergibt sich jedoch aus folgendem. Nach dem langen Vormittag, währenddessen man die jungen bzw. kleinen Herren des öfteren ihre Brote essen sieht, kommt dann das — für uns redlich verdiente — Mittagessen um halb zwei Uhr. Dieses nun wiederum unterscheidet sich schon ganz wesentlich von dem, das man „draußen“ bekommt. Nach dem Essen trifft sich die gesamte Schulgemeinde auf dem Hof des Unterhauses, wo alles für den Tag Wissenswerte angesagt wird. Die Lehrer halten anschließend auch noch eine meist kurze Konferenz, den sog. „Ständerling“. Und dann kommt die angenehmste Zeit des Tages: die „Stille Zeit“. Alles verschwindet, teils im Bett, teils im Walde. Erst nach einer vollen Stunde wagen sich die ersten wieder hervor. Die Kleinen drängen sich zum Essschrank, um sich dicke Schmalzbrote zu streichen — man traut

sich kaum hinzusehen. Von halb vier bis fünf Uhr wird körperlich gearbeitet. Ich habe eine landwirtschaftliche „Gilde“ von kleinen Jungen und Mädchen übernommen. Wir gehen auf den Wirtschaftshof und bekommen dort jeweils eine Arbeit zugewiesen. Zwischen fünf und halb sechs Uhr machen wir uns wieder zurecht, dann geht es in die Arbeitsstunde, die bis 3/4 7 dauert. Da kann man nun allerdings die belämmertsten Gesichter sehen, die einem je im Leben begegnet sind. Arbeiten — das zeichnet sich deutlich ab — passt im Grunde so gar nicht in dieses Leben hinein. Das ist jedenfalls mein Eindruck. Und da ist nun auch der trübste Punkt im Hinblick auf meine Tätigkeit, denn in den Fächern, die ich zu geben habe, läßt sich ohne Arbeit und vor allem die zu dieser nötigen Bereitschaft nun einmal nicht viel, vielleicht überhaupt nichts erreichen. Darüber muß noch nachgedacht werden

Doch nun weiter im Tageslauf: wenn man sich beeilt, wird man nach der Arbeitsstunde gerade noch mit Händewaschen fertig, um zum Abendessen zu laufen. Dieses nun allerdings ist ein sehr befriedigendes Unternehmen, das sich nach Lust und Laune auch gehörig hinzieht. Anschließend kann bzw. muß man dann häufig noch zu einem kurzen Abendkonzert oder auch zu einem Vortrag laufen. Zweimal in der Woche ist Kameradschaftsabend: Mittwoch und Sonnabend. Solche Veranstaltungen haben für die Schützen den sehr geschätzten Vorteil, daß man nicht so bald ins Bett zu gehen braucht. Übrigens trödelt man überhaupt möglichst lange schon beim Ausziehen und Waschen — höchstens, wenn man vom Fußballspielen ganz müde ist oder sich einmal vom gar zu vielen Essen nicht ganz wohl fühlt, dann geht es auch etwas schneller. Im Waschraum hat der Kameradschaftsführer, worauf man im Heim den allergrößten Wert legt, aufzupassen, daß man sich auch richtig wäscht, deswegen legt man auch hierbei etwas mehr ab und läßt nichts aus. So legt man sich gut vorbereitet und sauber ins Bett und läßt sich dann noch mit liebenswürdigen und sanften Worten des Kameradschaftsführers und der Kameradschaftsmutter allmählich dem Schlaf näher bringen. Die

beiden Erwachsenen gehen sodann in ihr Zimmer und tun so, als hörten sie es nicht, wenn man sich noch möglichst lange unterhält.

Jetzt kommt die Zeit, theoretisch bereits um halb neun, praktisch meist eine Stunde mindestens später, wo der Kameradschaftsführer plötzlich merkt, daß er ja der Lehrer ist und am nächsten Morgen Unterricht geben muß. Er stellt fest, daß er sich ganz frisch und munter zu fühlen hat, um nun wie die Eule der Minerva gleichsam erst in der Dämmerung seinen Flug anzutreten, und nun werden Bücher gewälzt und Konzepte ausgearbeitet. Er möchte so gerne zu den Sternen greifen, nur wird der allzu willige Geist nicht immer mehr Herr über das allzu schwache Fleisch...

Nachdruck aus der Giftschonung Nr. 25, Juli 1996, also über zwölf Jahre alt. Nachdrucke solcher Artikel sollten eigentlich etwa alle sechs Jahre wieder erfolgen, um den nachfolgenden Lehrer- und Schülergenerationen zu zeigen, wie schwierig aber auch gleichzeitig wie schön ein Anfang im LSH sein kann. Die sechsjährige Wiederholung entspräche dem Jahrhunderte lang bewährten „Predigtzyklus“ der evangelischen Kirche, die ja bekanntlich auch alle sechs Jahre über den gleichen Bibeltext predigen läßt. Kann also für uns nicht verkehrt sein. ■

Hartmut Gärtner

Die „Hohe Halle“ und 100 Jahre LSH

21 von diesen hundert Jahren habe ich im LSH gelebt, ein Fünftel seiner Zeit, 1934 – 1955. Unsere Wohnung im Oberhaus war mein Zuhause (Dritter Stock, über dem „Revier“). Draußen, in der nächsten Umgebung, die Spielplätze meiner Kinderzeit: „bei're Tanne“ „bei're Reithalle“, am Tennisplatz, wo manchmal auch ein Spiel mit Bernhard und Walter Weller und den grösseren Brüdern, Hans-Georg Weller, Christoph Lindenberg und Henning Jürries organisiert wurde. Sonst waren wir meistens drei praktisch gleichaltrige Mädchen: Renate Winkel, Ursel Grömüller (Tochter des Hauswarts vom Oberhaus) und ich. Alle Tage legten wir gemeinsam den Schulweg zurück: durch die Felder zur Volksschule in Altendorf und später, zu der etwas größeren Schule „An den Teichen“.

Da war schon Krieg, und wir bekamen zusammen mit dem Tornister und der Brottasche die Anweisungen mit auf den Weg, wie wir uns zu verhalten hätten, wenn uns unterwegs ein Fliegeralarm überraschte.

Meine ersten deutlichen Erinnerungen an die Hohe Halle haben mit dem Chaos am



Kriegsende, April 1945, zu tun: ein Bild, wie mein Bruder Christoph eben dort, im unteren Bereich der Hohen Halle und unter Anweisung meines Vaters, mit einem Hammer die weiße Führerbüste zertrümmerte. Wo sie gestanden hatte, weiß ich nicht mehr. Uns war besonders wichtig, dass die charakteristische Stirnpartie in unidentifizierbare Scherben zerkleinert wurde.

Wenn ich mich nicht irre, kam gleich nachher die Einquartierung der Ungarn, von denen

sowohl das Mittel- als auch das Unterhaus besetzt wurde, während das Oberhaus noch eine Weile Lazarett blieb. Die Hohe Halle wurde ein Notquartier. Ich habe ein vages Bild von dem desolaten Zustand, mit dem verquollenen Holz des Fußbodens, als das Mittelhaus wieder geräumt wurde.

Danach kommen schon „heile“ Bilder. Morgen- und Abendsprachen, bei denen wir uns auf den Schützenbänken unten trainierten, die ganze Zeit mit geradem Rücken dazusitzen. Die lässige Eleganz, mit der bestimmte Magister die Treppen hinunterliefen. Die Leute, die am Flügel neben dem Pianisten sitzen und umblättern durften, wie Adrian von der Borch oder Ado Stadtländer. Die, mir rätselhafte, indirekte Beleuchtung an der Decke, in den länglichen Rechtecken. Besonders feierliche Sonntagabende im Sommer, an denen bei der Abendsprache die Türen zur „Grünen Halle“ geöffnet wurden.

Die Musik: Am Montag morgen im Chor auf der Empore stehen, um „Unsere Saat, die wie gesät“ oder „Oh Ewigkeit, du Donnerwort“ zu singen. Überhaupt, die Leitung von Friwi (Fritz Winkel), der sich nicht scheute, große Werke wie die Johannespassion und das Requiem, schwierige Renaissance, wie Palaestrina, mit uns zu proben und aufzuführen. Aber daneben reizten ihn



Foto: Archiv Keyserlingk

Elisabeth Lindenberg (Echen) mit Gustav Graf von Keyserlingk und Karl von Ledebur auf Wanderschaft

auch moderne Sachen, schon 1947 machte er mit unserer, damals 6. Klasse, die Kinderoper „Wir bauen eine Stadt“ von Hindemith. Die wurde allerdings noch in der Turnhalle des Oberhauses aufgeführt. In der Hohen Halle machten wir „The little Sweep“ – „Der Kleine Schornsteinfeger“ von Benjamin Britten, wohl kaum 5 Jahre nach der Uraufführung in London.

Proben mit Friwi in der Hohen Halle – in ganz verschiedenen Stücken – „Die chinesische Nachtigall“ (Des Kaisers Neue Kleider, als musikalisiertes Märchen) oder „Unsere kleine Stadt“, damals noch ein ganz avantgardistisches Stück

An die Hohe Halle denken bedeutet eine Schatzkiste öffnen. Ich finde dabei Konzentrate vom Besten, was wir im LSH empfangen, gelernt, mitgestaltet haben: auch Erinnerungen an Musik mit Bärbel Bosse und Sprachgestaltung mit Charlotte Landmann sind mit dabei.

Aber das Grundmotiv sind doch immer die Sonaten für Violine und Klavier und die Präludien und Fugen, die uns alle Tage das Ohr öffneten. Eine Gabe, die einen das ganze Leben hindurch begleitet. ■

Elisabeth Lindenberg Delmonte Uruguay

Zu diesem Bericht entspann sich noch folgender Emailverkehr:

Hartmut:

Bei der Einweihung der HH gestern (13. Februar 2009), wurde ich von verschiedenen Altschülern gefragt, wo denn die besagte Büste gestanden haben mag. Einige meinten sich zu erinnern, noch eine Konsole an der Wand gesehen zu haben, deren Sinn und Zweck ihnen nicht klar war.

Elisabeth:

Die Konsole, auf der die Büste stand, befand sich (so meine Erinnerung) an der Nordwand, d. h. wenn man, von der Chorhalle kommend, die Treppe auf der rechten Seite wählte, an der Mitte der Wand zur rechten Seite, auf halber Höhe. Wenn mir jemand das bestätigen könnte, wäre ich ausgesprochen glücklich, denn Du weißt ja, wie das mit manchen spontan auftauchenden Erinnerungsbildern ist: wenn man sie festhalten und beschreiben will, lösen sie sich leicht auf.

D-Zug

Ich weiß nicht, ob das Spiel auch auf anderen Fluren im LSH gespielt wurde. Ich kenne es jedenfalls von dem langen Flur im Unterhaus, an dessen Ende die Wohnung von Egon und Egonia lag. Das Spiel heißt D-Zug und ist wie alle wirklich großen Dinge von bestechender Einfachheit.

Man braucht: einen Flur mit möglichst vielen Schülerzimmern auf beiden Seiten, einen Stationsvorsteher mit möglichst lauter Trillerpfeife und aus jedem Zimmer einen Mitspieler.



Foto: Archiv Geißel

Egon und Egonia

Gespielt wird vorzugsweise abends, wenn gerade Bettruhe angesagt ist.

Und so geht das Spiel: Die Zimmer sind sozusagen die Waggons eines D-Zuges, der abfahrtsbereit im Bahnhof steht. Noch sind alle Türen offen. An jeder Tür steht ein Mitreisender (aus der Belegschaft des Zimmers) und wartet auf das Signal des Stationsvorstehers. Der steht mit seiner Trillerpfeife am Ende des Flures und ruft: „Alles einsteigen, Türen schließen. Der Zug fährt in Kürze ab“. Dann betätigt er die

Trillerpfeife. Man braucht nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, was nun passiert. Richtig: Die Reisenden donnern derart ihre Türen zu, dass man auch im Mittelhaus weiß: Aha, die von Kam Egon spielen wieder D-Zug. Wenn die Wände nicht mehr wackeln, fährt der nächste Zug ein. Viele Runden konnte man leider nicht spielen. Gewöhnlich erschien sehr schnell irgendein übergeordneter Spaßverderber und machte dem Spuk ein Ende. ■

Dr. Hermann Krekeler (LSH von 1961 bis 1969)

Das Rätsel der „Niemannschen Villa“ ist jetzt gelöst

Als ich im Herbst 1946 als „Grüner“ wie man es damals nannte, fortgerissen vom heimischen Herd meiner damals kriegsbedingt alleinerziehenden Mutter, meine gymnasiale Laufbahn im Landschulheim begann, führte mich mein erster Weg über den Zaun meiner neuen Heimat hiaus, begleitet von meinen neuen Kameraden, in Richtung Hasselbachtal vorbei an der Niemannschen Villa zur „Dicken Eiche“. Dieser Spaziergang gehörte damals offensichtlich zum

Standard, jeder Neue musste einmal die „Dicke Eiche“ gesehen und das geheimnisvolle Klopfen einer rätselhaften Maschine im Bereich von Niemanns Villa, wie sie auf amtlichen Karten offiziell bezeichnet wird, gehört haben.

Diesen Weg habe ich später noch oft gemacht, auch mit meinem Vater, der 1950 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war. Dabei bewegte mich immer die Frage, wer wohl in dieser Einsamkeit wohnen mag, wobei

das Wort „Villa“ die Vorstellung von einem gewissen Luxus und von einer gewissen Exklusivität auslöste.

Durch Vermittlung von Gert Henning (LSH von 1951 bis 1955) und durch die mündlichen Altkameradschaft ist es nun endlich gelungen, einen Bewohner der Villa dingfest zu machen und dieses Rätsel zu lösen.

Es ist Hans-Jürgen Blieschies, geboren am 18. September 1934 in Neuruppin/Brandenburg. Sein Vater war Landwirt in Löwenberg. Er ist seit 1938 in Holzminden aufgewachsen und bewohnte seit 1947 Niemanns Villa/ Schießhäuser Tal, die der Landesforstverwaltung als Werkwohnung für Waldarbeiter diente. In Holzminden ging er zur Volksschule und zum Gymnasium, Abitur 1955.

Er schlug die Offizierlaufbahn BGS und Bundeswehr ein und ist seit 1991 Pensionär.

Verheiratet: mit Ehefrau Elke Blieschies, sechs Kinder und zehn Enkelkinder.

Derzeitiger Wohnort: 37603 Silberborn im Solling, Hobbys: Jagd, Heimatforschung, Schriftstellerei (Zeitungartikel, Bücher).

Sein neuestes Werk heißt „In den Sollingwäldern“. Es befasst sich mit der Geschichte der kleinen Sollingorte und Forsthäuser wie Niemanns Villa, Schießhaus, Waldmühle, Pilgrim, Mühlenberg und vielem anderen. Eine lesenswerte Fundgrube, die sich eingefleischte Sollingfreunde unter der ISBN-Nummer 978-3-940751-01-0 in ihrer Buchhandlung besorgen können.

Die Villa existiert als sichtbares Zeichen, dass wir in einem Rechtsstaat wohnen, heute noch und wird von einer holzmindener Familie, jetzt mit Propangasbeleuchtung und ohne Wasserwidder, als Wochenendhaus genutzt. ■

Hartmut Gärtner

Liebe Alt-Landschulheimer,



hier meldet sich einmal ein Nicht-Landschulheimer zu Wort, der aber ein Freund und Bewunderer des LSH bis heute geblieben ist.

In unmittelbarer Nachbarschaft haben wir einmal gewohnt. Meine beiden Schwestern sind als „Externe“ im LSH zur Schule gegangen. Ihr Schulweg führte durch den Wald.

Erinnern Sie sich, liebe Altschüler, noch an die Niemannsche Villa? An das einsame Haus im Schießhäuser Tal? Den Hasselbach? Den Schlag der Wasserpumpe? Dort oben im sogenannten „Eulenwinkel“ bin ich aufgewachsen. Hier habe ich meine Jugend, acht erlebnisreiche Waldjahre (1947-1955), verbracht. Und immer wieder bin ich in diesen Jahren irgendwo, irgendwann auch den LSH-Schülern begegnet. Einige Ihrer Lehrer und Kamerad-

schaftsführer sind mir jedenfalls aus jenen Jahren gut bekannt. Sie haben uns gelegentlich im Eulenwinkel besucht – z.B. Dr. Triloff, Dr. Schinke, Mella und Fritz Winkel, Muhme. Die Verbindungen zum LSH waren vielfältig. In der alten Badeanstalt am Wiesenweg habe ich schwimmen gelernt, gegen die Sportasse aus dem LSH einige Wettkämpfe als Langstreckenläufer des GSV Holzminden bestanden.

Es waren schöne, erlebnisreiche Jahre. Über diese Zeit habe ich vor Jahren einmal ein Buch geschrieben, das heute vergriffen ist: „Waldjahre – eine Jugend im Solling“ (Verlag Mitzkat/Holzminden).

Das Eingangskapitel aus diesem Buch „Das Waldhaus“ – so habe ich es mit Hartmut Gärtner abgesprochen – soll einen Platz in der „Giftschonung“ erhalten und auch Euch an Eure Schulzeit am Solling erinnern, vielleicht auch das Geheimnis um das einsame Waldhaus, das Sie alle kennen, ein wenig lüften.

*Herzlichen Gruß
Hans-Jürgen Blieschies*

Das Waldhaus

Nicht allzu weit von der Weserstadt Holzminden entfernt, aber doch ein wenig „abseits vom Lärm“, liegt in einem romantischen Tal des großen Sollingwaldes einsam und allein ein hübsches Haus. Man kann diesen versteckten Winkel zu Fuß, auf dem Pferderücken oder mit dem Fahrrad erreichen. Für den öffentlichen Autoverkehr ist die dorthin führende Forststraße allerdings gesperrt. So ist es wohl zu erklären, daß viele, auch alteingesessene Holzmindener „Niemanns Villa“ – so heißt diese Waldklausen – gar nicht kennen.

Gut paßt die „Villa“ in die Landschaft, die man hier den „Eulenwinkel“ nennt. Von ihrem Erbauer, dem Arzt Dr. Niemann, war sie ursprünglich als Wochenendhaus geplant worden. Ihr Äußeres zeugt von Geschmack und Stilgefühl, von

Gespür für Schönheit und Harmonie. Auffallend ist der große, das Gebäude fast ganz umgebende Holzbalkon, die sogenannte „Balustrade“, unter dem tief herabgezogenen Dach. Er verleiht dem Haus seinen besonderen, unverwechselbaren Charakter, der uns vielleicht an Schwarzwälder oder Allgäuer Bauernhäuser erinnert.

Jeder, der zum ersten Mal vor dieser Idylle steht, fragt sich unwillkürlich, wie ein solches Schmuckstück wohl in unsere fiskalisch – nüchtern verwalteten niedersächsischen Wälder geraten sein mag. Nun, das ist eine ziemlich alte Geschichte: Die Wiesen im Eulenwinkel gehörten früher nicht dem Fiskus, sie waren im Besitz holzmindener Bauern und dienten der Viehweide. Man möchte es heute kaum noch glauben, aber damals vor dem ersten Weltkrieg – immerhin im





Foto: O. Aht

Unter der Petroleumlampe (1954)

preußischstrengen Kaiserreich – konnte jeder sein Häuschen in die Landschaft stellen, wenn nur der Grund und Boden sein Eigentum war.

So kaufte also der Sollingfreund und Naturliebhaber Dr. Niemann um 1909 den Bauern das Wiesengrundstück im Hasselbachtal ab und ließ mitten im Wald sein Wochenendrefugium errichten, worüber die Landesforstverwaltung bestimmt nicht erfreut war.

Einige Jahre diente es seinem Erbauer dann auch als Freizeitdomizil, und dem guten Doktor wird oft das Herz aufgegangen sein, wenn er auf seinem Balkon bei einer Tasse Kaffee oder einem Gläschen Wein sich der Schönheit des stillen Tales und der Wälder freute. Er wird dort seinen Seelenfrieden und die Entspannung gefunden haben, die er als Arzt nach des Alltags Lasten und Pflichten benötigte. Wir haben es ihm im Nachhinein immer von Herzen gegönnt. Nach Niemanns Tod verkauften die Erben das abgelegene Waldhaus, und eines Tages – Mitte der dreißiger Jahre – erwarb es die Staatsforstverwaltung. Nun wurde Niemanns Villa Waldarbeiterwohnung und blieb es bis 1955. Heute ist sie längst wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben.

Im Jahr 1947 zog also unsere siebenköpfige Familie – Großeltern, Eltern und drei Ge-

schwister – in den Eulenwinkel und richtete sich in der „Villa“ häuslich ein. Es wurde recht eng. Das Haus wirkt nämlich durch die „Balustrade“ von außen geräumiger, als es wirklich ist. Im Erdgeschoß lagen damals ein kleines Wohnzimmer und eine noch winzigere Küche nebst einer Mini-Speisekammer, im Obergeschoß zwei nicht viel größere Schlafzimmer und eine Abstellkammer. Das reichte für ein Wochenendhaus wohl allemal aus, zum ständigen Wohnen für eine große Familie waren die Räumlichkeiten aber doch etwas knapp bemessen. Zu dem Mangel an Platz, der im Sommer natürlich nicht so ins Gewicht fiel, weil wir uns dann überwiegend draußen aufhielten, kamen noch weitere Einschränkungen.

Es gab z.B. keinen Stromanschluß, also auch kein elektrisches Licht. Die dunklen Abende verbrachten wir im romantischen Schein blake der Petroleumlampen, deren verrußte Glaszylinder immer wieder platzten und regelmäßig ausgewechselt werden mußten. Ständig stand irgendwo eine Flasche oder Kanne mit dem stinkenden „Fusel“ herum. Den Nachschub hatte in der Regel ich sicherzustellen, der ich als einziges Familienmitglied der Schule wegen täglich in die Stadt kam. Manches Faß habe ich im Laufe der Jahre auf meinem Fahrrad – mit einem Strick am Gepäckträger festgebunden – in vorsichtiger Fahrt in den Wald transportiert. Alles im Haus roch nach Petroleum – unsere Kleider, die Möbel, sogar das Schulbrot schmeckte danach. Wir gewöhnten uns aber mit der Zeit daran, nur meine Mitschüler rümpften gelegentlich die Nase.

Bei den turnusmäßigen Inspektionen des Hauses durch die Forstkommission pflegten unsere Eltern immer wieder dringlich darauf hinzuweisen, daß es doch wohl längst an der Zeit wäre, einen Anschluß an das öffentliche Stromnetz herzustellen, aber leider vergeblich, dafür waren keine Mittel vorhanden. So blieb es beim Petroleum. Einmal hörte ich den Regierungsvertreter, einen Oberforstmeister, bei einer solchen Unterhaltung scherzhaft antworten: „Liebe Frau, denken sie doch daran, Goethe hat seinen „Faust“ auch bei Kerzenlicht geschrieben.“

Auch mit der Wasserversorgung stand es nicht zum Besten. Ein Bad gab es nicht im Haus, nur in der Küche über dem Ausgußbecken einen kleinen Hahn, aus dem in dünnem Strahl Wasser herausgeplätschert kam, wenn im Bassin – es lag oberhalb des Hauses im Wald – genügend Vorrat war. Das reichte für eine morgendliche „Katzwäsche“. Zur gründlichen Körperpflege mußten wir in die Wanne, besser gesagt, in einen Bottich mit heißem Wasser. Der Reihe nach stiegen wir Kinder dann alle vierzehn Tage in die Brühe und wurden von Mutter abgeschrubbt. Dieser Aufwand konnte im Sommer entfallen. Wozu – gab es schließlich den Bach unten im Tal?

Das Leitungswasser kam auf einem recht umständlichen Weg den Berg zu uns herauf. Am Hasselbach hatte die Verwallung, nachdem das Haus Werkswohnung geworden war, eine Pumpe installieren lassen, einen sogenannten „Hydraulischen Widder“, eine reichlich komplizierte Konstruktion, deren Mechanik wir nicht verstanden. Das Vehikel arbeitete offenbar mit einer Kombination von Wasserdruck und Preßluft, und sein Herzstück war ein Schlagventil. Dieses beförderte im Sekundentakt das Wasser schluckweise durch die ziemlich enge Rohrleitung bergauf in ein Bassin, dessen Hochlage für den nötigen Gefälledruck zum Haus sorgte. Das Pumpengeräusch hallte Tag und Nacht durch unser Tal, es hörte sich an wie der „Herzschlag von Niemanns Villa“. Doch leider setzte der immer wieder aus. Gnädigstenfalls eine Woche, dann stotterte und schlurftete es im Gehäuse, der Ton wurde leiser, der Wasserfluß verebbte. Wiederholt war der messingne Ventilteller gebrochen oder Sand ins Getriebe geraten, irgendetwas verstopft oder verklemmt. Oft habe ich unseren Vater schwitzend und fluchend im Pumpenhäuschen herumwerkeln sehen und mit ihm gebangt und gehofft. Wollte die Pumpe nämlich längere Zeit nicht ihre Schuldigkeit tun, mußte das kostbare Naß vom Bach bergauf geschleppt werden, und auch wir Kinder uns dann als Wasserträger betätigen, wofür wir uns begreiflicherweise nicht so recht begeistern konnten.

Mit der Heizung war es auch so eine Sache. Nur das Wohnzimmer und die Stube der Großeltern hatten einen Ofen, in der Küche stand natürlich ein Herd. Das elterliche Schlafzimmer und meine kleine Butze konnten nicht beheizt werden. An manchen eisigen Winterabenden habe ich mir auf dem Strohsack, der als Matratze diente, die Decke über den Kopf gezogen und mich regelrecht in den Schlaf gebibbert. In aller Frühe dann das über Nacht so schön angewärmte Lager verlassen und in den kalten Flur herunterstolpern zu müssen, war eine täglich neu durchlittene Qual.

Wenn wir mal „mußten“, mußten wir nach draußen auf das Plumpsklo gehen, was vor allem im Winter kein Vergnügen war. Diese „Biotoilette“ ist meines Wissens in all den Jahren nur ein einziges Mal „entsorgt“ worden – mittels eines Eimers, der an einer langen Stange befestigt worden war. Der Inhalt kam in ein Faß und wurde auf den Acker befördert, was unseren Rüben, Kartoffeln und Erbsen einen ordentlichen Wachstumsschub gegeben haben dürfte.

Verglichen mit dem „Wohnkomfort“, den wir aus der Stadt kannten, waren unsere neuen Lebensbedingungen also alles in allem recht einfach. Ich muß aber betonen, daß insbesondere wir Kinder das überhaupt nicht als zu primitiv empfunden haben. Es störten uns weder die räumliche Enge noch der Mangel an Bequemlichkeit. Gerade erst war doch der fürchterliche Krieg zu Ende gegangen, das Land lag in Trümmern; es gab kaum etwas zu kaufen und wenig zu essen; die Menschen hausten oft unter schlimmen Bedingungen eng beieinander.

Wir aber wohnten ganz für uns in einer Waldvilla, besaßen eine Kuh, ein Schwein, Hühner und Kaninchen. Was hieß da primitiv? Wir waren im Paradies angekommen. Und wie glühend haben uns andere Menschen immer um unser kleines Königreich beneidet. In ihren Augen waren wir vom Schicksal begünstigt. ■

Erinnerungen an den Architekten des LSH Leopold Scherman (1875 – 1970)

*Fremd bin ich eingezogen
(Winterreise, Franz Schubert)*

Die Studien-, Lehr- und Lebensgemeinschaft Landschulheim am Solling errichtete und belebte in den vergangenen 100 Jahren (1909 – 2009) viele Gebäude, die zu einem Landschaftspark am Rande der umgestülpten Suppenschüssel des Solling zusammen wuchsen. Buntsandstein prägt das 1909 entstandene Unterhaus. Ursprünglich war es durch einen Feldweg über die „alte Altendorfer Schweineweide“ mit dem 1912 gewachsenen ockergelb gestrichenen Oberhaus verbunden. Der erste Direktor Alfred Kramer war „Herrscher“ des Unterhauses, während Theophil Lehmann (Ohm), die Leitung des neueren Oberhauses übernahm. Beide Häuser wurden – wie viele andere charakteristische Gebäude Holzmindens – von Leopold Scherman erbaut, dem langjährigen Stadtbaurat und später Häftling des Konzentrationslagers (KZ) Theresienstadt. Leoni Kramer-Enequist, Ehefrau des ersten Direktors sprach immer von Häusern im Englischen Cottage-Stil, in Solling-Landschaft gebettet und mit Sollingplatten behängt.

Am vierten Juli 1909 schrieb der Tägliche Anzeiger Holzmindens (TAH):

„Dank gebührt dem genialen Erbauer des Unterhauses Herrn Stadtbaumeister Leopold Scherman, der ein bleibendes Denkmal geschaffen hat.“

Scherman selbst sagte, den Schlüssel an Direktor Alfred Kramer übergend:

„Ein froher, heiterer, arbeitsvoller Geist möge in dieser Schule walten!“

Und so blieb es für 15 Jahre (Foto ?). Erst 1926-1928 wuchs das Mittelhaus zwischen Unter- und Oberhaus. Dieses Mal war Baurat Keller, der Bruder von Lisbet Lehmann (Muhme) der planende Architekt. Die Schüler bauten selber. Die

Mittelhausflügel umfassen die „Hohe Halle“ die seither den Morgen- und Abendsprachen wie auch den vielen Theateraufführungen der Schüler den Rahmen gibt. Oft wurde auch die „Grüne Halle“ – ein gegen die Abendsonne über dem Kötterberg offener von Hainbuchen gerahmter Platz – als Freilicht-Theater in das Geschehen einbezogen. Es kam auch zu Shakespeare-aufführungen am „Hexentanzplatz“ und Frühlingstagen des Gesanges und der Gedichte (Theophil Lehmann sprach Ganymed, später Wolfgang Krumbein das Mailied) in den umliegenden Steinbrüchen.

So blieb es und so soll es bleiben. Der Geist des LSH ist demnach älter als die kühle fast sakrale Stimmung, die später durch die „Hohe Halle“ eingeführt und von den Erziehern gegenüber den oft widerwilligen Schülern vertreten und verteidigt wurde. Für den Autor Wolfgang Krumbein (LSH 1949-1957) und zwei Schülerinnen aus Bielefeld und Spanien (11. Klasse 2009) war es am Freitag, dem 13. Februar 2009 glasklar:

Vom Friedhof zum Hexentanzplatz, vom Oberhaus zum Unterhaus, von Esskastanie I zu Esskastanie II, von der verträumten Gärtnerei bis ins Hasselbachtal über die Obstwiesen hinweg und zu den drei Raucherhütten wandelten und wandeln Schüler und Altschüler. Man stromert weit in den Solling hinein in die Steinbrüche, auf die Hochstände zum „Hirsche Röhren“ und „Küssen Lernen.“ Der Geist des LSH lebt in der Verbundenheit der Gebäude und der Menschen mit einer wohl geordneten stellenweise der Natur belassenen Landschaft. Das lässt an Goethes Wahlverwandtschaften, an Schubert und Beethovens „Pastorale“ denken. Meine Wiener Tante Elisabeth Freiin von Fraydenegg – Moncello kam

2007 zu Besuch ins LSH, sah das Wesertal, die Auen und sagte: „So muss es um Wien herum ausgesehen haben, als Beethoven und Schubert in den Donauauen wandelten!“ (Adelaide).

In das wohl geordnete Holzmindens und Weserbergland, wohin schon einmal Fremde und unerwünschte Personen in den äußersten Winkel des Herzogtums Braunschweig nach Altendorf „verbannt“ wurden, kamen die Erzieher und Schüler, die sich von Hermann Lietz getrennt hatten und verwandelten die Schweineweide von Altendorf in eine „Erziehungslandschaft“ besonderer Art. Hier im lichten Umfeld der Gebäude Scherman's lebt der Geist des LSH! Für das Ackerbaustädtchen, das auch Holz verarbeitete, waren sie Fremde, wie damals die „Altendorfer“.

Immer schon gab es auch die „Externen“! Das waren Weserberglandkinder, die gegen ein durchaus „heftiges“ Schuldgeld auch in Zeiten der Schulgeldfreiheit das LSH-Leben mit gestalten durften ohne im Heim zu wohnen. Dies führte mitunter zu hier nicht ausgeführten Tragödien. Die auf dem LSH-Friedhof ruhende Dr. Irene Dürking-Silverman gehörte zu Ihnen wie die Gerberdingkinder und Wolfgang Krumbein mit 5 Geschwistern. Es gab die „Iberos“, Interne aber aus weiter Ferne herbei gereist. Zeitweilig war fast ein Drittel der Schüler aus Mittel- und Südamerika. Die Schüler konnten Spanisch als Abitursprache wählen an Stelle von Deutsch. In der Zeit des Zweiten Weltkrieges lebten in Holzmindens und im LSH Zwangsarbeiter, herbei gezwungene Ukrainer, Russen, Italiener, Ungarn, Galizier, Esten, Letten und Livländer. Das Oberhaus wurde ein Lazarett. Die Ungarn hatten kleine Pferdchen mit flachen Panjewagen dahinter. Diese Zeit war seltsam, schrecklich, die Amerikaner rückten ein und vorbei, die Engländer ernannten Holzmindens zum Teil ihrer Besatzungszone. SBZ war die sowjetisch besetzte Zone. Niedersachsen und Holzmindens waren Britische Besatzungszone in „Trizonesien“ (Britisch, Amerikanisch und Französisch besetzte Zonen). Fremd waren gelegentlich herein schneidende Gäste und Musiker, Gastarbeiter in Küche und Hof. Fremd waren meist die Architekten. Die

Schüler und Lehrer haben eifrig gebaut, das Zeichnen und Planen mussten sie Experten von außen überlassen wie auch heute dem Team Eulenburg.

Fremd auch war der Architekt der ersten und bedeutendsten Häuser des LSH. Leopold Scherman, ein christlicher Jude aus Schlesien war jahrzehntelang Stadtbaurat (1905-1935). Er prägte und begleitete nicht nur das Bild der Stadt Holzmindens sondern gleichzeitig das des LSH bis er 1935 als „untragbar“ entlassen wurde. Seine Frau Franziska war eine preussisch-protestantische Dame. Eine ihrer Töchter wurde durch Ehe mit einem Juden wieder zur „Volljüdin“ im unheilvollen Sprachgebrauch der Nürnberger Gesetze. Sie wurde in Auschwitz vernichtet. Eine ledige Tochter konnte nach Australien entkommen. Leopold Scherman wurde 1875 in Lowicz, Schlesien geboren. Er besuchte die Anhaltische Bauschule in Zerbst. In dieser Stadt wuchs auch sein Nachfolger Heinrich Schönborn auf. Später studierte Scherman in Stuttgart, München und Darmstadt, wo interessanterweise auch Heinrich Schönborn Architekt wurde. Beide waren im I. Weltkrieg dekorierte Offiziere. Beide mussten später darunter leiden. Leopold Scherman hat das LSH nicht nur bis 1935 freundlich, konziliant und im großen Ortsplan landschaftlich betreuend begleitet. Er hielt sich an die „Fremden“ in Holzmindens, hatte Kontakt zu den Österreichern Karl Krumbein und dem Fotografen Krepelka, den Kerschbaums von der „Vanillefabrik“ und vielen anderen.

1935 wurde Scherman endgültig geächtet. Der Bürgermeister Albert Jeep fragt Scherman: „Warum haben sie uns verschwiegen, dass Sie Volljude sind? Scherman antwortete: „Ach, ich hatte es selbst schon beinahe vergessen!“ Einengung, Judenstern, Wohnraumbegrenzung, Verbot von Haushilfen, schließlich Deportation in das KZ Theresienstadt. Günther Brandy, Leidensgenosse im gleichen „Transport“ schrieb im KZ eine Ode auf Leopold Scherman, die er am 25. April 1945 in Theresienstadt verlas. Darin die den Geist des LSH beschwörenden Zeilen:

„Auch Dein wichtigster Bau, Dein liebster, das Landschulheim Solling
Ist der Jugend geweiht, weist in die Zukunft hinein.
Licht aus dem Dunkel des Waldes am Hange erschaut es der Wandrer,
Goldgelb im „Schermanschen Putz“ blicket es leuchtend ins Tal
Möge es lange bestehen und Deinen Namen erhalten,
Wie es dem Meister gebührt, der sich's zum Denkmal gesetzt!
....
Aus dem Dunkel ins Licht, aus der Tiefe zur Höh:
...
Gebe ein gnädiger Gott Dir, die Heimat wieder
zu schau.“

Am 29. Juni 1945 kehrte Leopold Scherman nach Holzminden zurück und lebte dort noch 25 Jahre bis zu seinem Tode am 11. September 1970. Seine unerschöpfliche beständige Herzengüte, die ihn schon immer charakterisierte, half ihm sich mit denen auszusöhnen, die ihn verfolgt hatten. Albert Jeep wurde am 09. November 1952 erneut

zum Bürgermeister gewählt. Was 1935 Recht und Gesetz war, musste auch 1955 und später als Recht verteidigt werden – von den gleichen Menschen!

Mit dem Schicksal der Schermans eng verknüpft war auch einer seiner Nachfolger im Amt, Stadtbaurat Heinrich Schönborn, der aus der

gleichen Gegend (Schlesien) stammte und wie viele andere Holzmindener „Schlesier“ vertrieben wurde. Diese Verbindung zwischen LSH, Stadtbauamt und Familie Krumbein vertiefte sich noch doppelt. Der Vater des Autors, der Salzburger Karl Krumbein, neben seiner Tätigkeit als Direktor der Holzverzuckerungs-AG Holzminden ein begnadeter Cellist, der am Mozarteum Cello und an der TH München Maschinenbau studierte, musizierte mit allen LSH-Musikern daheim in der Moltkestrasse in Holzminden und im LSH. Mutter Carmen Krumbein stammte aus Danzig. Sie arbeitete als Glasgraveur viele Entwürfe des Künstlers Erich Klahn aus und war enge Freundin von Leoni Kramer-Enequist der Pianistin und Frau des jung verstorbenen Gründungsdirektors Alfred Kramer. Später, viel später war Leopold Scherman nach der Rückkehr aus dem KZ Theresienstadt nicht nur bei Verlobung und Hochzeit von Wolfgang Krumbein mit Christiane Schönborn Anteil neh-

mender Partner. Franziska Scherman wurde die Namensgeberin und Patin der ältesten Tochter von Wolfgang Krumbein (Foto ?).

Doch zurück zum Lebensweg des Erbauers der wichtigsten Häuser des LSH (und vieler anderer Gebäude und Denkmäler in Holzminden). Der ominöse Bürgermeister Albert Jeep, der sowohl in der Nazi-Zeit wie danach eine entscheidende Rolle spielte, mag sich wohl um das Wohl der Familie Scherman gekümmert haben. Historisches Fakt ist aber, dass Albert Jeep veranlasste, dass Leopold Scherman in den KZ-Tranport nach Theresienstadt gezwungen wurde. Jeep mag für sich in Anspruch nehmen wollen, dass er so das Leben seines Stadtbaurates gerettet habe. Wer will den ersten Stein werfen.

Scherman kam arglos, freundlich und die Hände ausstreckend zurück in sein seiner „arischen“ Frau Franziska belassenes Häuschen. Bescheiden, gütig und still ließ er sich wieder



Die beiden ersten Häuser von Stadtbaumeister Leopold Scherman geplant und betreut (ca.1912). Die Parklandschaft wird erst mit den Jahren entstehen und gepflegt werden.



Überreichung der Ehrenbürgerurkunde an Leopold Scherman aus Anlass seines 90. Geburtstages. Man erwähnte weder die vorherige Ausgrenzung noch die Abtransportierung ins KZ.

aufnehmen in die Holzmindener Gemeinschaft derer, die ihn in der Nazizeit verbannt hatten und nach wie vor –wie überall in Deutschland– die Geschicke der Bundesrepublik bis in die 90erjahre des 20. Jahrhunderts gestalteten. Enge Freunde wurden die Schönborns (Nachfolger im Stadtbauratsamt), Familie Ohm (Gerichtspräsident), Bruno Brandes (nachmals Fraktions-sprecher der CDU im Niedersächsischen Landtag) und andere, die mit Leopold Scherman und dem jungen Prof. Krumbein im wieder belebten Kegelklub Felsenkeller kegelten. Der alte Herr Sasse von der Sperrholzfabrik schob die Kugeln steif und rückwärts gewandt durch die Beine auf das Ziel. So waren die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik im LSH, Holzminden und bei Schermans durch Krumbein und andere neu mit dem LSH verbunden. Wir Holzmindener Kinder, Christiane Schönborn und Wolfgang Krumbein nannten ihn „Papa Scherman“. Und wir liebten

ihn und sein immer freundliches und ausgeglichenes Wesen. Spaziergänge mit ihm zu seinen Bauten waren sonnträglige Freuden der Studenten, die aus München, Tübingen und Würzburg heim ins LSH und nach Holzminden strebten.

Eine Idylle? Nein sicher nicht!

Dr. Klaus Kieckbusch, Lehrer am Gymnasium hat akribisch das Schicksal von Leopold Scherman und vieler anderer „Fremden“ verfolgt und in Büchern und Almanachen dargelegt. Aus der Sicht der „Holzmindener“ war das LSH immer ein Fremdkörper, obschon es alle Kräfte des Adels und Bürgertums des Weserberglandes auf Holzminden fokussierte. Da lag es und liegt es, am Rand des umgestülpten Solling-Suppen-tellers, mit Scheitelgraben im Hellental, wo wir Schüler die Hirsche röhren hörten und biertrun-ken bei Sonnenaufgang ebenfalls röhren (siehe Holzachs Artikel zum 75. Geburtstag). Da lag es

auch, als der Beschluss der amerikanischen Befreiungsarmee über die Stadt hinweg dröhnte, aus der die Bürger eben geflohen waren. Da liegt es noch heute, eingebettet in die Parklandschaft, die Leopold Scherman für die jungen Enthusiasten Theophil Lehmann, Alfred Kramer, Hugo Lindenberg, Herbert Zimmermann, Hans Windekilde Jannasch (Itok) und später Fritz Winkel und andere konzipierte. Wie Lehmann, Zimmermann und Viebrock zog auch Scherman in den I. Weltkrieg, kehrte als ordensverzierter Offizier nach Holzminden zurück. Nach 25 Jahren im städtischen Dienst begann aber die Leidenszeit mit dem Erstarken der Nazi-Ideen. Nach 35 Jahren ehrenvoller Tätigkeit musste er den gelben Judenstern an seinen Anzug heften. Der Präsident meiner Universität Oldenburg lehr-

te mich: Es gibt keine Viertel- oder Drei-vierteljuden. Es gibt nur Juden und Nichtjuden. Unsere gegenwärtige Kanzlerin Angela Merkel vertritt den gleichen Gedanken. Wir müssen uns erinnern!

Daran sollen wir uns erinnern! Noch in jüngster Zeit mussten sich die „deutsche“ Kanzlerin und der „deutsche“ Papst mit dem immer gleichen Thema befassen. Erschreckend und bestürzend war es für Wolfgang Krumbein und seine Frau Christiane Schönborn, als sie bei dem Post-Doktorandenaufenthalt in Israel 1968 wieder mit dem ewig gleichen Thema konfrontiert wurden. Wolfgang wurde vom Vizepräsidenten der Hebräischen Universität Jerusalem zu einem Forschungsaufenthalt in Jerusalem eingeladen. Christiane Schönborn war junge Ärztin. Sie wurde



LSH-Architekt Leopold Scherman hält sein „Patenkind“ Franziska Krumbein im Arm. Das Alter grüßt und behütet die Jugend und wünscht ihr die geordnete Entfaltung.



Verlobungsfeier Christiane Schönborn und Wolfgang Krumbein, Weihnachten 1963. Adolf Stadtländer im Zentrum, ganz links Christiane Schönborn, rechts Gerichtspräsident Ohm, ganz rechts Carmen Krumbein, Freundin von Frau Leoni Kramer-Enequist.

als erste Deutsche in den Stationsdienst der Hautklinik der Hadassah eingeteilt und musste mit Schrecken feststellen, dass Patienten mit eingezückter Auswuchsnummer nachts von einer „Deutschen“ betreut werden mussten. Krumbein selbst erstarbte auf dem Campus, als er an die Unzahl von nicht vorhandenen Studenten der Universität Jerusalem denken musste, deren potentielle Eltern in den Konzentrationslagern umkamen.

Wie sehr verkettet die Holzmindener waren, musste der Autor aber feststellen, als er von Michael Evenari, (vormals Michael Schwarz) dem Vizepräsidenten der Universität Jerusalem in die Wohnung seiner Schwester einquartiert wurde, die kurz zuvor verstorben war. Nichts war aufgeräumt im Leo Baeck-Heim in der „deutschen“ Kolonie in Jerusalem. Alle persönlichen Dinge und Bücher waren dort. Es dauerte nur wenige Tage bis Christiane Schönborn und Wolfgang

Krumbein feststellten: Erika Schwarz, die Schwester von Michael Schwarz war mit Gerson Stern verheiratet. Gerson Stern stammte aus Holzminden und schrieb einen Roman über die Schicksale Holzmindener Juden im 18. Jahrhundert! So wurden beide doppelt auf das Glück und Unglück der Juden in Holzminden zurück gewiesen.

„Papa Scherman“ verfolgte den Weg der jungen Krumbeins noch bis zu seinem Tode. Im Kreise der Familien wurde seine Ehrenbürgerwürde 1965 zu seinem 90. Geburtstag gefeiert (Fotos ?). Im Winter 1968 hielt er Franziska Krumbein, die nach seiner Frau Franziska getauft wurde, gerührt in den Armen (Foto ?). Mehrmals noch besuchte der Autor ihn, bevor er hoch betagt im 95. Lebensjahr starb.

Zum 100. Jubiläum wurden die Hohe Halle 2009 und auch das herrliche Gelände neu gestaltet. Aber der Geist der Gründer des LSH mit Alfred

Kramer mit Frau Leoni Kramer-Enequist, Theophil (Ohm) Lehmann und Muhme (geb. Keller), Herrn und Frau „Zet“ (Zimmermann) und Gerhard Viebrock (Mister) ist durch überaus glückliche architektonische Form und Einbettung der Gebäude in die Landschaft des Sollingrandes durch die Jahrzehnte hin bis heute geblieben. Er schwebt im Dreiklang der Landschaft, der Gebäude und der sie belebenden Menschen.

Aus allen Häusern kamen immer wieder die Scharen für die unerwartet verkündeten Frühlingfeste in den verträumten auch von Fingerhut geröteten Buntsandsteinbrüchen. Die Herbststaffetten zu Ohms Geburtstag feierten das von Weser-Renaissance verklärte, mit Geschichte und Geschichten umrankte Land der Klöster Corvey, Amelungsborn, Bursfelde, Lippoldsberg und Marienmünster.

Schüler, Heimbewohner und Altschüler kamen am Morgen für die Morgensprachen und Donnerstag und Sonntag für Abendsprachen in die

„Hohe Halle im Mittelhaus geströmt. Sie lauschten der Kantorei mit Fritz Winkel und den Musiken des Instrumentenchores von Erika Bischoff. Sie folgten den musikalischen Exkursionen mit Hans Landmann und Erika Bischoff, Klavier-Trio mit dem Pianisten Georg Brandt, Erika Bischoff, und dem Geschichtslehrer und Cello-Amateur Dr. Heinrich Riesch. Sie erlebten beglückt die zahlreichen Theater-Aufführungen mit den Regie führenden Charlotte Landmann und Roswitha Lehmann.

Auch gab es Sportfeste, Reiten, Landwirtschaft, Tischlerei, Schmiede, Stickerei bei Frau Gutsche, der Frau des Wirtschaftsleiters und Mutter des langjährigen Stiftungsratsvorsitzenden Martin Gutsche. Besondere Ereignisse wie Kleists „Erdbeben von Chile“ auswendig vorgetragen durch den so jung verstorbenen Ado Stadtländer in einer der gesprochenen Abendsprachen blieben Generationen von Schülern unvergesslich wie auch seine grandiosen Interpretationen der Eroica-Variationen und der Apassionata. Adolf



Eine Inszenierung von Charlotte Landmann. Der junge Gelehrte von G. E. Lessing mit Irene Dürking, Wolfgang Krumbein (links), Ulrich Rode und Adolf Stadtländer (rechts) in den Hauptrollen. Irene Dürking-Silverman ruht auf dem LSH-Friedhof. Ados Großvater war Direktor des Norddeutschen Lloyd, Irenes Großvater Begründer von Dürkings Park zwischen Mühlenberg und Neuhaus (Horacker von Wilhelm Raabe).



In trauer Runde anlässlich der Ehrenbürgerwürde für Leopold Scherman. Von links: Gerichtspräsident Ohm, Frau Schönborn, Frau Ohm (Schilling), Stadtbaurat „Papa Scherman“, Dr. med. Christiane Schönborn-Krumbein, Stadtbaurat Heinrich Schönborn, Prof. Dr. Hartwig Schönborn.

Stadtländer studierte später Jura in München, Klavier bei Frau Maria Hindemith-Landes, Kammermusik bei dem Komponisten Hans Lofer, dem jüngeren Bruder von Paul Hindemith. Adolf Stadtländer verunglückte 1964 tödlich als Fussgänger in einem Strassenunfall.

Ein anderes Mal führte der Max-Planck-Direktor Erich von Holst Flugsauriermodelle und selbst gebaute Bratschen vor und fügte sich als Bratschist ins Quartett mit FrL. Bischoff, einem jungen Geiger und Eberhard Lehmann am Cello ähnlich wie so oft später Dieter Paul. Erich von Holst gebührte eigentlich der Nobelpreis für Verhaltensforschung, den sein jüngerer Kollege und Widersacher Konrad Lorenz erhielt. Erich von Holst starb schon 1962. Uns damaligen Schülern war er ein unvergessliches Vorbild.

All das und mehr erinnert uns Altschüler des LSH an vergangene Zeiten, Jahre – Ereignisse – und auch an vergangene Gebäude-. Reiten, Tennis, Golf, Haschisch, Rauchen, Schülerparlament und Aufruhr- endlose Diskussionen; Befreiung vom Nazi-Unwesen, direkte und historische Bewältigung der schrecklichen Geschehen von Holocaust und Zwangsarbeit waren den Schülern der Nachkriegsjahre unendlich wichtig. Leopold Scherman ist klares Signal für diese Verstrickungen. Aller Hass, alle Missgunst, die teuflische Trennung von „Mensch“ und „Untermensch“ erreichten Holzminden und das LSH. Die Häuser wurden Lazarett, Internierungslager, Kommandantur. Kaum blieb Platz für die wenigen Schüler. Gefahr drohte überall. Dennoch blieb das LSH sich treu. Es füllte und füllt die vielen Häuser mit Leben der Kinder und engagierten, bemühten Erziehern und Pädagogen, jung, rund, eckig, schwierig und feurig, wie eben die Jugend im Treffen mit den Älteren ist. Ein Beispiel war die Aufführung des „jungen Gelehrten“ von Lessing mit Adolf Stadtländer, Irene Dürking-Silverman, die beide tragisch früh verstarben sowie Ulrich Rode und Wolfgang Krumbein (Foto ?) durch die uns Charlotte Landmann motivierte, uns mit der Versöhnung der Religionen und der Standpunkte zu befassen.

Zurück zu den Häusern und der Architektur: Unterhaus, Oberhaus, selbst erbautes Mittelhaus und Sternwarte in der wir viele Stunden mit dem genialen aber steifen Herrn Dr. Franz Neumann verbrachten, unterhalb die Gärtnerei, deren Renaissance das LSH wiederum Roswitha Lehmann verdankt. Der ebenfalls früh und tragisch verstorbene Michael Holzach liebäugelte ja mit der „Übernahme der Gärtnerei“ vom langjährigen Gärtner Brüning. Mitten drin thronte der „Wirtschaftshof“ mit Stallungen und Scheune. Die Landwirtschaft wurde zwischen 1960 und 1970 leider aufgegeben, wandelte sich zum Musentempel und wurde zuletzt 2008 um das Musikhaus erweitert.

Aber schon zum 75. Geburtstag kamen bei Barbara Lehnig Gedanken an eine Wiederbelebung der Landwirtschaft auf. Vielleicht entsteht im kommenden „Jahrhundert“ des LSH ein „Biobauernhof“ im Sinne des Aufbruchs vor dem Ersten Weltkrieg. Walter Weller, Sohn des Lehrers und Direktor Karl Wellers, Wolfgang Krumbein und viele andere gehörten zu den Landwirten. Einer von uns wird sicherlich noch einmal darüber berichten.

Die Bilder, die diesem Artikel beigelegt sind, sollen an Leopold Scherman, den genialen architektonischen Planer des LSH erinnern. Sie sollen die Verknüpfung jüdischer und ostdeutscher sowie östlicher Schicksale aufzeigen. Schließlich sollen sie auch an die Tragik jung verstorbener LSH-Schüler erinnern, die zusammen mit Wolfgang Krumbein 1957 das Abitur absolvierten und in der Schmilinsky-Halle in Schermans Unterhaus verewigt sind (cand jur. Adolf Stadtländer und Dr. Irene Dürking-Silverman). Wir sind dankbar, dass wir Zeitgeschichte erleben durften und Geschichte sehen lernten. Wir sind dankbar, in gestalteter Landschaft gebildet worden zu sein. Und wir schauen hoffnungsvoll auf die Jugend – wie damals Leopold Scherman, Alfred Kramer und Theophil Lehmann auf uns. ■

Wolfgang E. Krumbein